

Das
Klassische Alterthum
für
Deutschlands Jugend.

Eine Auswahl
aus den Schriften der alten Griechen und Römer.

Uebersetzen

von

Dr. Heinrich Weil.

Berlin 1843.

Verlag von Veit und Comp.

Unsere moderne Bildung beruht größtentheils auf dem Gegensatz, in welchem uns das klassische Alterthum gegenübersteht. Es würde schwer und betrübend zu sagen sein, was von ihr zurückbleiben möchte, wenn wir uns von Allem trennen sollten, was diesem Alterthum angehört.

Wilhelm von Humboldt.

V o r r e d e .

Der Titel widmet dieses Buch der Jugend Deutschlands; allein dies gilt nicht nur denen, die jung an Alter und Erfahrung, sondern allen die jung sind an Geist und Herz, am inneren Menschen. Für diese alle sind die noch frischen, unverwelkten Blüten aus der kräftigen Zeit des Menschengeschlechtes, die man mit einem wenig bezeichnenden Namen das Alterthum nennt. Nichts ist alt an jener Zeit als die Ruinen ihrer Bauwerke: in Wahrheit sind wir die Alten, jene die Jungen; noch heutzutage lebt in ihren Schriften, trotz des Staubes der Bibliotheken, trotz der ertödtenden Gelehrsamkeit der Erklärer, ihr Geist nach Jahrtausenden in ewiger Jugend, ist noch immer für alle, die dafür empfänglich sind — und empfänglich dafür ist jeder wahre Mensch — ein nie versiegender Born der Verjüngung.

In diesem Sinne ist diese Gabe an Deutschlands Jugend zu fassen: nicht die Geschichte, nicht die Lebenseinrichtungen, nicht die Kunst, nicht die Wissenschaft, nicht die Litteratur der Alten soll kennen gelehrt, es soll überhaupt nichts dadurch gelehrt, kein Wissen mitgetheilt werden (obschon sich auch alles Dieses nebenbei von selbst ergeben wird) — sondern der eigentliche

Zweck ist Bildung, wahre, menschliche Bildung. In den Schriften der Alten liegt etwas Urkräftiges, einfach Hohes, etwas natürlich Emporgewachsenes und doch künstlerisch Wellendes, kurz etwas wahrhaft Bildendes; dies sollte, nicht in modernisirter Form, nicht durch fremdartigen Beisatz entstellt, sondern in treuer Nachbildung, möglichst in seiner ursprünglichen Gestalt auch denen geboten werden, welche nicht bis zu den Quellen vordringen können. Es soll hier keine Polemik gegen diejenigen geführt werden, welche dies ganze Bildungselement für überflüssig halten: sie kennen es entweder nicht, oder nicht recht, und gerade ihr wegwerfendes Urtheil beweist, daß sie es bedürfen: sie mögen bei unseren Meistern fragen und sich belehren.

Weil nun die Jugend am meisten der Bildung bedürftig und für dieselbe empfänglich ist, so wurde dies Buch seiner Auswahl und Anordnung nach vorzugsweise für die Jugend berechnet; es macht aber auch den Anspruch, den Erwachsenen, insbesondere Frauen und Jungfrauen, einen Genuß höherer Art, nicht bloß eine vorübergehende Unterhaltung zu verschaffen. Zwar ist nicht jede Kost der Erwachsenen auch für die Jugend zuträglich; aber was für die Jugend gut sein soll, das muß auch den Erwachsenen munden. Wenn es gelingen sollte durch die gefunden, körnigen Alten ein Gegengift zu bilden gegen die vielen krankhaften, verzerrten Erzeugnisse, womit das Publikum heutzutage überschüttet wird; so wäre damit ein großer Zweck erreicht, ein Wunsch, dessen Verwirklichung der Verfasser zwar gerne träumt, jedoch kaum zu hoffen wagt. Und doch könnten einige Erscheinungen der letzten Zeit eine solche Hoffnung nähren, besonders die Aufführungen dramatischer Meisterwerke des Alterthums, durch welche ein geistvoller Fürst den Sinn für das wahrhaft Schöne zu fördern bemüht ist.

Ueberhaupt wünschte ich keine Gattung von Lesern auszuscheiden, am wenigsten die gelehrten Kenner des Alterthums, denen ich dies Buch mit dem Wunsche übergebe, daß es sie von Seiten der Auffassung und Uebertragung nicht un-

befriedigt lassen möge, und die mich durch eine genaue Prüfung zu hohem Danke verpflichten werden.

In Bezug auf die Jugend scheint mir aber eine Schrift, wie diese, gerade jetzt dem Bedürfniß der Zeit zu entsprechen. Unsere Bildung ruht auf zwei Stützen, auf Morgenland und Griechenland, gleichsam auf einer geistlichen und einer weltlichen: die eine wird uns fortwährend durch die Bibel vertreten, die andere wurde bisher und wird auch noch auf unseren gelehrten Schulen gepflegt. Aber nun haben sich, durch die Entwicklung der Zeit, und also mit voller Berechtigung, die Realschulen erhoben und den gelehrten Schulen einen großen Theil der Begabtesten in der Nation entzogen; neben ihnen stehn die Bürgerschulen, deren Aufgabe es nicht minder ist, aus ihren Zöglingen gebildete Menschen zu machen. Beide mußten, um nicht unter der Masse des Stoffes zu erliegen, die sogenannte klassische Gelehrsamkeit von sich weisen. Nun fehlt aber diesen Schulen eine wesentliche Grundlage der Bildung, es fehlt ihnen, wenn ich mich so ausdrücken darf, an einer klassischen Bibel. Der Verstand, der wissenschaftliche wie der practische, findet auf ihnen reichliche Nahrung; aber der Sinn für das Edle, für das nicht unmittelbar dem Leben Dienende, für das Schöne will auch vielseitig geweckt und gepflegt sein; und wenn die Humanisten diesen Schulen in dieser Beziehung einen Mangel vorwerfen, so mögen sie nicht Unrecht haben. Indes wird hierüber noch gestritten: man ist auf beiden Seiten erbittert, man thut auf beiden Seiten dem Gegner Unrecht; während man doch gegenseitig das Gute von einander annehmen und sich so auf's Schönste versöhnen könnte. Unser Leben, die Gegenwart, das unmittelbar Angesehene erziehe den Menschen — so heißt es einerseits; das hohe Vorbild der Vergangenheit, das ewig Mustergültige, das Formvollendete veredle den Menschen — so sagen die Anderen. Beides ist richtig. Wie nun vernünftig geleitete Gymnasien neuere Sprachen und Naturwissenschaft in ihre Richtung aufnehmen, so soll auch den Realschu-

ten Gelegenheit gegeben werden, zu der Verstandes- und Berufsbildung die allgemeine, schönmenschliche Bildung hinzuzufügen. Die alten Sprachen müssen sie sich freilich versagen; aber ein Buch, in welchem die Alten, mit Ablegung des Fremdartigen, in verständlicher, vollkommen deutscher Rede, aber doch die Alten selbst in ihrer einfachhohen Eigenthümlichkeit, zu der Jugendsprachen — ein solches Buch müßte ihnen doch willkommen sein. Der Verfasser will nicht sagen, daß dies Buch ein solches ist; aber er kann sagen, daß er sich nach Kräften bemüht hat, es dazu zu machen.

Das Buch soll also (neben den herkömmlichen, die dadurch nicht ausgeschlossen werden) ein Lesebuch für Bürger- und Realschulen sein; zu gleicher Zeit aber auch ein Buch, woraus im Kreise gebildeter Familien der Vater oder die Mutter den Kindern vorlesen, und wozu diese auch allein häufig zurückkehren mögen. Eine große Zahl Kinder- und Jugendschriften scheint nämlich besonders an zwei Gebrechen zu leiden: entweder haben sie einseitig nur Belehrung im Auge, so daß sie durch Trockenheit abschrecken; oder sie bemühen sich so sehr amüßant zu sein, daß sie modisch werden und nichts zur wahren Bildung beitragen; im einen wie im andern Falle scheinen die Verfasser oft zu glauben, es komme bei der Jugend auf die Form nicht so sehr an. Nun muß aber doch eine wahre Jugendschrift zugleich anziehend, belehrend und bildend sein: und für dies Alles ist wohl die beste Probe, wenn auch der Erwachsene sie mit Vergnügen liest, wenn auch der Erziehene sich noch daran erziehen kann. Deshalb ist es mit den Jugend- und Kinderschriften nicht gethan (Griechenland und Rom hatten keine); mit den großen Meistern soll das empfängliche Alter vertraut werden, sich nicht mit den kleinen Männlein begnügen müssen. Warum soll gerade ihm nur magere Kost, nicht die nahrhafte Milch der Klassiker gereicht werden? Die Meister haben zwar bei ihren Schöpfungen nicht den beschränkten Kreis des Jugendlebens im Auge. Darum sollen die Pädagogen kommen und aus-

wählen und weglassen: mehr scheint nicht ihres Amtes. Besonders aber sind die Eindrücke der vollendeten Form gewiß von großer, nicht allein ästhetischer, sondern auch moralischer Bedeutung für das zarte Alter. Wie ein vernünftiger Vater seinem Kinde keine Sudeleien von Bilderbogen, sondern am liebsten Reproduktionen ächter Kunst kauft oder wenigstens kaufen sollte, so scheint mir auch die Lectüre, wenigstens die stehende Lectüre der Jugend den Stempel der künstlerischen Vollendung tragen zu müssen. Wo wären aber alle diese Erfordernisse, vereint mit wahrer Natur, das heißt mit der einfachen und doch tiefen Anschauungsweise, die für alle Zeit- und Lebensalter ist, wo wären sie zu finden, wenn nicht bei den Alten, von deren Tafel unsere Dichter und Prosaisler noch jetzt schmausen?

Was nun die Auswahl und Anordnung betrifft, so war die alte Litteratur nicht sowohl der Stoff, den man mittheilen, als vielmehr das Mittel, wodurch man bilden wollte. Daher wurden durchaus nicht alle Schriftsteller, und auch nicht von allen in gleichem Maaße aufgenommen; daher wurde wohl doppelt so viel von den Griechen als von den Römern gegeben. Abgewiesen mußte werden, trotz aller sonstigen Schönheiten, was aus irgend einer der bekannten pädagogischen Rücksichten für die Jugend ungeeignet schien, oder was zu tief in den Verhältnissen, in der Geschichte einer hinter uns liegenden Zeit wurzelt und also für den Nichtgelehrten entweder unverständlich oder unerquicklich gewesen wäre. So kam es, daß ich nur Weniges wählte, obschon ich Vieles nochmals prüfte; daß ich mir manches Herrliche versagen mußte; daß mir überhaupt die Auswahl nicht weniger Mühe machte als die Uebertragung. Es war unvermeidlich, daß manches Stück aufgenommen wurde, dessen Inhalt schon durch andere Bücher den meisten Gebildeten, ja sogar der Jugend bekannt ist: das wahrhaft Schöne und Gute hat sich von jeher geltend gemacht, und es wäre thöricht statt dessen ein Neues, minder Treffliches zu suchen. Allein diesem Buche bleibt doch immer eigenthümlich, daß hier vereinigt ist,

was sich anderwärts nur zerstreut findet; und vorzüglich, daß hier in seiner ursprünglichen Form geboten wird, was anderwärts umgemodelt, modernisirt, scheinbar verschönert wurde. Von den großen Schriftstellern ist nicht leicht einer völlig übergangen worden. Am vollständigsten finden sich die großen griechischen Prosaisker; auch von den griechischen Dichtern ist eine nicht ungenügende Auswahl gegeben worden; die römischen Prosaisker sind auch noch so ziemlich vertreten; am meisten möchten die römischen Dichter zurückgesetzt scheinen. Die römische Dichtkunst ist eben keine natürlich emporgewachsene, ursprüngliche und darum urkräftige, wie die der Griechen; sondern großentheils eine künstliche, gemachte, gelehrte. Deshalb hat sie auch nicht jene unwiderstehlich fortreisende, bildende Kraft; deshalb sieht sie auch einem Theil unserer modernen Litteratur so ähnlich, daß wir ihrer nicht so sehr bedürfen. Im Einzelnen sind Catull, Tibull u. s. w. zu erotisch für diese Sammlung; Horaz zu schwierig oder zu lokal; Virgil zu sehr Nachbildung des Homer, gelehrt aber kein ächter Dichter; Ovid zu sentimental, zu modern, zu wenig mustergültig; die übrigen, besonders die Comödien- und Satirendichter, zu sehr nur ihrer Zeit angehörig oder ganz in ihrem Stoffe aufgehend. Wie ich mir hier Mühe geben mußte, um nur Einiges aufzufinden, das zur Aufnahme geeignet war; so mußte ich mich andererseits bei den griechischen Dichtern zurückhalten, um nicht einem Einzelnen ein allzugroßes Uebergewicht zu geben. So hätte von Homer doppelt und dreimal so viel, ja vielleicht der größte Theil der beiden unerreichbaren Dichtungen aufgenommen werden können: hier war die Wahl schwierig, weil man nicht wußte, welchem Stücke man den Vorzug geben sollte. Auch enthalten die griechischen Tragiker noch Vieles, was wohl für dieses Buch passend wäre; doch schien es angemessener, Ein Stück (und zwar das mildeste, versöhnendste, unserer Sinnesweise verwandteste, das wir haben) in größerer Vollständigkeit zu geben, als einzelne Scenen aus verschiedenen Stücken zusammenzustellen: auf

diese Weise hätte man vielleicht mehr schöne Stellen, aber kein schönes Ganze, kein Kunstwerk kennen gelernt. Ueberhaupt scheue ich weniger den Vorwurf, daß Passendes ausgelassen worden (es möchte sich wohl noch Manches der Art finden), als den, daß Aufgenommenes unpassend sei.

Die Anordnung ist, dem Zwecke des Buches gemäß, weder nach der Zeitfolge der Autoren, noch nach den Gattungen der Prosa und Poesie getroffen worden; vielmehr finden sich sogar Stücke desselben Schriftstellers hier und da von einander getrennt, und Poetisches mit Profaischem abwechselnd. Es wäre nichts leichter gewesen, als nach den Autoren und Gattungen abzutheilen (und wem es sehr darum zu thun ist, der mag sich selbst aus dem Inhaltsverzeichnis die Stücke nach einer solchen Ordnung zusammenlesen); aber einerseits schien die Abwechslung mehr Reiz für den Leser zu haben, andererseits ist wohl bei solchen Büchern die Stufenfolge vom Leichterem zum Schwereren die Haupttricksicht, welche man zu nehmen hat. Von diesem Standpunkte aus will die Anordnung beurtheilt sein: das Buch sollte selbst in sich einführen, seine eigene Einleitung und Erklärung bilden. Die ersten Stücke sind auch für Kinder von zehn Jahren sehr wohl verständlich, ja geeignet; die letzten können Jünglingen und Männern würdigen Stoff zum Nachdenken geben. — Deshalb wurde zum Beispiel „Odysseus bei den Cyclopen“ von den übrigen Stücken aus der Odyssee losgerissen und zwischen „das Götterkind Hermes“ und die Erzählungen von den menschlichen Kindern eingeschoben: die unmetrische Uebersetzung epischer Poesie sollte der metrischen vorangehn, und auf die, doch immer fremdartigeren, Hexameter vorbereiten. Mehrere poetische Stücke, die man vielleicht eher am Schlusse erwartet hätte, wo andere lyrische Gedichte zusammengestellt sind, finden sich mitten unter Profaischem, weil sie gerade an der angewiesenen Stelle durch die Umgebung größere Verständlichkeit und höheres Interesse zu gewinnen scheinen. — Im Inhaltsverzeichnis sind zwar, der besseren Uebersicht wegen, einige größere Abtheilungen gemacht

worden; allein dies sollen nur Andeutungen sein, die keinen Anspruch darauf machen, streng logische Eintheilungen vorzustellen. — Man sieht daß diese Anordnung vorzugsweise für die Jugend berechnet ist; sie dürfte aber auch überhaupt für alle diejenigen, die mit dem Alterthum minder bekannt sind, die passendste sein.

Nächst der Auswahl und Anordnung wäre das Verhältniß des Verfassers zu seinen Vorgängern und zu seinen Originalen zu besprechen. Daß durch das Buch etwas Anderes bezweckt und geleistet wird, als durch Uebersetzungen vollständiger Schriftsteller, ist wohl an sich klar: diese sind so umfangreich, großentheils auch so fremdartig, daß sie von Laien selten mit Genuß gelesen werden, von der Jugend gar nicht. Sollte übrigens dies Buch dazu dienen, in das Verständniß der besseren unter jenen Uebersetzungen einzuführen und die Lust danach zu erregen — so wäre eben hiermit etwas nicht Unbedeutendes erlangt. Näher scheinen die neuerdings erschienenen Blumenlesen von Borberg und Baumstark zu stehn. Ohne über diese Sammlungen hier ein Urtheil fällen zu wollen, gehen sie von einem durchaus verschiedenen, nämlich von dem litterarhistorischen, Standpunkte aus, und bieten nicht eigene Arbeiten, sondern eine Zusammenstellung fremder, für den Nichtgelehrten oft ungenießbarer Uebersetzungen. Für meinen Zweck hielt ich es hingegen für nothwendig, fast Alles selbst zu übertragen. Die Grundsätze, die mich dabei leiteten, wenn auch die Leistung denselben keineswegs immer entsprechen mag, sind diese. Alles soll vollkommen deutsch sein, man darf, um die Uebersetzung zu verstehen, nicht das Original zu Hülfe nehmen müssen. In soweit die Bestimmung des Buches für die Jugend und für solche, die mit dem Alterthum unbekannt sind, nicht Abweichungen erfordert, sei Treue unverbrüchliches Gesetz, und zwar nicht nur die Treue, welche den Gedanken des Schriftstellers mit den Worten einer anderen Sprache möglichst genau wiederzugeben sucht; sondern auch die höhere Treue, welche da-

nach strebt, daß das Erhabene erhaben, das Gefällige gefällig, das Einfache einfach, das Gewählte gewählt, vor Allem daß das Schöne nicht unschön ausgedrückt, überhaupt daß Stil und Färbung der Darstellung nachgeahmt werde. Ich habe mich deshalb nach Kräften bemüht, den Stil der verschiedenen Schriftsteller auch in der Uebertragung so scharf und bestimmt als möglich hervortreten zu lassen, auch bei demselben Schriftsteller in verschiedenen Stücken, und an verschiedenen Stellen desselben Stückes den richtigen Ton zu treffen, und so das Ganze nicht nur dem Inhalt, sondern auch der Form nach mannichfaltig zu machen. Hierin schien mir die wahre Treue zu bestehen — in der Litteratur, wie im Leben — nicht in dem gedankenlosen Hingeben des Sklaven, sondern in dem bewußten Nachstreben des freien Mannes. — In dieser Beziehung ist jeder Ausdruck und jede Wendung sorgfältig erwogen worden, und zwar eben so sehr bei prosaischen wie bei poetischen, bei leichten wie bei schwierigen Stücken.

In Bezug auf das Metrum habe ich mich, zum Theil durch Versuche, überzeugt, daß jede Abweichung in modernem Sinne, insbesondere der Reim, durchaus unangemessen und störend sein würde. Aber auch hier habe ich mich wieder gescheut, der herrlichen Muttersprache irgend eine Gewalt anzuthun, und, obgleich ich mich dabei auf das Beispiel des größten Meisters deutscher Verskunst, auf Platen's Vorgang, hätte stützen können, gewaltsame Verrückungen des Tonverhältnisses (z. B. Beifall — /), wenn nicht die Verbindung der Silben sie erträglich machte (z. B. beifällig — / ° ohne Anstos), vermieden. In den sapphischen und anderen Strophen habe ich mich nicht an die Beschränkungen gebunden, welche sich römische Dichter, besonders Horaz, freiwillig auferlegten, während die Griechen darin freier verfahren. Im Ganzen jedoch wird man bemerken, daß ich in dem Verlauf der Arbeit strenger wurde, wie z. B. aus der Vergleichung der Hexameter in „dem Götterkind Hermes“ mit denen in „den Bienen“ leicht zu ersehen ist.

Außer den scheinbaren Abweichungen, welche der Treue zu Liebe gemacht wurden, finden sich nun aber auch wirkliche, welche durch Einrichtung und Zweck des Buches bedingt waren. Wenn Einzelnes aus einem Zusammenhang losgelöst und für sich selbst hingestellt wurde, mußte häufig, der Deutlichkeit wegen und um ein Ganzes zu bilden, Anfang und Ende umgestaltet werden. Doch ist dies mit der größten Vorsicht und Beschränkung geschehen; am liebsten wurden andere Stellen derselben Schrift bei solchen Ergänzungen zu Hülfe genommen. Zuweilen schien Etwas für die Jugend ungeeignet oder für den Angelehrten zu fremdartig: hier ist häufiger durch Weglassungen als durch Veränderungen, hin und wieder durch Versezungen, nur selten durch Zusätze geholfen worden. Dies Alles gilt jedoch mehr für die ersten Stücke der Sammlung, die freier behandelt sind, weil hier mit dem Alterthum völlig unvertraute Leser vorausgesetzt wurden, während bei den späteren Stücken diese Rücksicht je mehr und mehr wegzfiel.

In der Jugendgeschichte des Cyrus *) aus der Cyropädie ist der Ton, der zwar schon im Original durchaus naiv ist, vielleicht noch um ein Geringses weiter zum Kindlichen herabgestimmt worden. Auch der homerische Hymnus auf Hermes ist hie und da mit größerer Freiheit behandelt als die übrigen Stücke **). — Die Apologie des Socrates ist, in Uebereinstimmung mit dem Original, nicht im Tone der Schriftsprache, sondern in dem der

*) Allgemein bekannte Namen, wie Cyrus, wurden nicht in der, für Manche vielleicht unkenntlichen, griechischen Form (z. B. Kyrros), sondern in der, einmal herkömmlichen, lateinischen gegeben.

**) Hierzu rechne man jedoch nicht B. 35., wo mit der Zusammenhang statt: $\sigma\upsilon\ \delta\epsilon\ \mu\epsilon\ \pi\rho\omega\tau\iota\sigma\tau\omicron\nu\ \delta\eta\mu\acute{o}\sigma\epsilon\iota\varsigma$ durchaus: $\sigma\upsilon\ \delta\epsilon\ \sigma\epsilon\ \pi\rho\omega\tau\iota\sigma\tau\omicron\nu\ \delta\eta\mu\acute{o}\sigma\epsilon\iota\varsigma$ zu ver-langen scheint. — Vers 37 war mit die gewöhnliche Erklärung (freilich bei der eingeführten Lesart die einzig mögliche), wonach die Schildkröte als Schutz gegen (oder auch: als Mittel für) Zauberkräfte dienen würde, theils zu fremdartig, theils dem Zusammen-hang zu wenig entprechend. Die Schildkröte muß eben auch sterben, wenn sie diesen Dienst leisten soll; und dem Worte $\zeta\omicron\upsilon\upsilon\sigma\alpha$ den Sinn unterzulegen: wenn du weiter lebst und nicht stirbst, sondern ein anderes Mal stirbst — ist theils gezwungen, theils ein schlechter Gegensatz zu: $\eta\nu\ \delta\epsilon\ \delta\alpha\mu\eta\varsigma$. — Dies nur zum Beleg, daß ich nicht ohne Gründe von den gewöhnlichen Lesarten und Erklärungen abgewichen bin, wenn ich diese Gründe auch nicht mittheilen konnte, um dem Buche keinen zu gelehrten Anstrich zu geben.

natürlichen, ungezierten Sprechweise gehalten: sie will deshalb laut gelesen, und ihre loseren Satzfügungen und Anakoluthen (die jedoch nicht so weit gehen, wie die griechischen) wollen hiernach beurtheilt sein. Diese Bemerkung gilt in geringerem Grade auch für die übrigen Stücke aus Plato und zum Theil auch für andere Schriftsteller. Das Reizende, das in dem Stil der meisten alten Autoren, besonders der griechischen, liegt, ist der freie, unverknöcherte, in keinen pedantischen Gesetzen erstarrte, ganz aus dem frischen Leben erwachsene Ausdruck. Ich glaubte, daß es einem Uebersetzer wohl anstände, ein Aehnliches auch in unserer, wenn auch häufig entstellten, doch noch so frischen, lebendigen Muttersprache zu erstreben, und habe dies auch versucht, obschon ich vorausah, daß ich mir dadurch vielleicht von mancher Seite Tadel zuziehen würde.

Am schwierigsten war der Stil des Tacitus, des Thucydides, und vor Allem des vollendeten Demosthenes nachzuahmen. Die Prosa ist hier schwerer wiederzugeben als das zusammengesetzteste Versmaaß. Die Gesetze des Metrums, wie viel Mühe ihre Beobachtung dem Uebersetzer auch machen möge, liegen doch deutlich vor, die der Prosa müssen herausgeföhlt, können aber nicht leicht ausgesprochen werden; auch liegt hier die Klippe sehr nahe, aus dem Characteristischen in das Unverständliche, Undeutsche zu fallen. Am meisten Nachsicht muß ich, meiner Meinung nach, für die Uebersetzung aus Thucydides in Anspruch nehmen, der vielleicht der unübersetzbarste Schriftsteller der ganzen alten Litteratur ist. Was ich erstrebte, wenn auch gewiß nicht erreichte, kann man aus meiner Abhandlung über „Thucydides als Geschichtschreiber“ sehen (Zeitschrift für die Alterthumskunde. Septemberheft des Jahres 1838).

In dem herrlichsten Werke der Poesie, das in diese Sammlung aufgenommen wurde, in dem Oedipus auf Kolonos, habe ich mich am meisten bemüht, jene Forderungen, die meiner Ansicht nach an einen Uebersetzer zu stellen sind, zu erfüllen. Das Ideal wäre eine Uebersetzung, die von Seiten des Ausdrucks

durchaus für ein ursprünglich deutsches Dichtwerk gelten könnte: eine Aufgabe, welche für die ruhige, vollendete Schönheit des Sophocles noch schwerer zu lösen ist, als für die beiden andern Tragiker, die nach der einen oder der andern Seite von der schönen Mitte abweichen, und deshalb auch den Uebersetzer nicht so streng an die schmale Schönheitslinie binden. Ich fühle wohl, daß meine Kräfte hierzu nicht ausreichen; und wenn ich dennoch die Arbeit unternahm und veröffentlichte, so mag dies darin liegen, daß ich die Mängel fremder Uebersetzungen deutlicher einsah als die der eignen. — Was das Versmaaß betrifft, so wurde besondere Sorgfalt darauf verwandt, daß Wort- und Sagaceente mit den metrischen nicht in Widerspruch ständen, und daß so die Verse auch von denen richtig gelesen werden könnten, welche das Metrum nicht aus dem Originale kennen, oder ein deutsches Ohr nicht durch gezwungene Betonungen verlegen wollen. Dies gilt insbesondere für die Fälle, wo mehrere Kürzen auf einander folgen, und wo man das Metrum völlig zerstört, wenn man, wie dies häufig geschieht, sich damit begnügt, nur äußerlich die Quantität nachzubilden, ohne auf den Tetus Rücksicht zu nehmen. Besser noch statt der betonten Kürze eine Länge, als den Ton auf eine unrichtige Stelle fallen lassen. Die Freiheiten (Auflösungen, Zusammenziehungen u. s. w.) welche die Natur des Versmaaßes gestattet, habe ich mir genommen, insofern der Ausdruck der Gemüthsbewegungen, der sich in der Gestalt der Verse kund gibt, nicht dadurch beeinträchtigt schien: ein Recht, das Humboldt in seiner Vorrede zum Agamemnon dem Uebersetzer einräumt. Insbesondere habe ich nach Dttfried Müller's Vorgang die Dochmien nur in ihrer einfachsten, für ein deutsches Ohr einzig erkennbaren Form gebildet (◡ ◡ ◡ ◡ —); aus demselben Grunde auch in Anapaesten niemals den Dactylus die Stelle des Anapaestes vertreten lassen. Die Freiheit, welche sich Donner genommen hat, wo die Nachbildung der griechischen Maaße im Deutschen schwierig war, nach eigenem Gutdünken andere an die Stelle zu setzen, schien mir

ein allzugroßes Wagniß. — Was die Abtheilung der Verse betrifft, so habe ich zuweilen aus einem einzigen Verse mehrere Reihen gebildet, weil kürzere Reihen für Ungeübte leichter zu lesen sind. Ich bemerke dies vorzüglich deshalb, weil es an einer Stelle den Anschein haben könnte, als hätte ich ein zusammengefügtes Wort zwischen zwei Verse gebrochen.

Daß ich die meisterhaften Uebersetzungen des „Odysseus bei den Phäaken“ von Wosß und mehrerer kleinen Gedichte aus der griechischen Anthologie von Herder (ausgezeichnet, trotz mancher metrischen Mängel) entlehnt habe, bedarf wohl keiner Entschuldigung; eher, daß ich in „den Bienen“ aus den Georgica des Virgil, in der Ode an Rom und einigen Epigrammen nach jenen Meistern eine eigne Uebersetzung wagte. Bei dieser Gelegenheit spreche ich auch einem lieben Freunde meinen Dank aus, der mir die Uebersetzung der Idylle „Philemon und Baucis“ mittheilte.

Schließlich komme ich wieder auf die Benutzung in Bürger- und Realschulen, auf welche ich, theils durch die innere Wichtigkeit der Sache, theils durch meine Stellung als Mitvorsteher einer Erziehungsanstalt veranlaßt, bei der Ausarbeitung besondere Rücksicht genommen habe. Es soll diesen Schulen als Lesebuch geboten werden, freilich nicht als ausschließliches, sondern neben andern, welche unsere vaterländische Litteratur vertreten; weshalb auch der Preis so niedrig gesetzt wurde. Im Einzelnen kann es zu Uebungen im mündlichen Nacherzählen gebraucht werden, theilweise sogar schon in unteren Klassen, wie ich selbst dies schon mit der Jugendgeschichte des Cyrus unter allgemeiner Theilnahme der Knaben versucht habe. — Die Stücke aus den Philosophen, die Epigramme und Aphorismen können zu Erregung selbstständigen Nachdenkens, zu Besprechungen moralischen Inhalts, zu gediegenen schriftlichen Aufsätzen Anlaß geben. — Die verschiedenen Stil- und Dichtgattungen sind in der neueren Litteratur bei weitem nicht so scharf ausgeprägt wie in der alten. Da nun auf Mannichfaltigkeit hierin und auf

treues Wiedergeben der Eigenthümlichkeit besonders geachtet wurde, und da ferner der große Gegensatz des Antiken und Modernen hinzukommt — so öffnet sich hier ein weites Feld für Vergleichen, welche für den höheren stilistischen Unterricht höchst fruchtbringend sein, welche für Litteraturgeschichte einen gültigen Maasstab abgeben und so dazu dienen können, diesen Gegenstand aus einem äußerlich eingelernten Wissenskram, wozu er häufig herabsinkt, in einen, Geschmack und Urtheil, überhaupt Geist bildenden zu verwandeln. — Das Buch kann ferner den Geschichtsunterricht, und, was mehr ist, den Sinn für Geschichte beleben: insbesondere die Darstellung der alten Geschichte und des inneren Lebens jener Zeiten, bei geschickter Benugung, zu einem anschaulichen Bilde steigern.

Mögen nun diese Uebertragungen aus den großen Alten zur Bildung der Jugend, zu dem Genuße und der Belehrung eines reiferen Alters beitragen, und den Sinn für das Klassische, für das wahrhaft Schöne verbreiten helfen.

Frankfurt am Main im December 1842.

Dr. Heinrich Weil.

Inhaltsverzeichnis.

Erste Abtheilung.

Das Knabenalter.

| | Seite |
|--|-------|
| D er Knabe Cyrus. Aus dem ersten Buch der Cyropädie des Xenophon. | 1 |
| 1. Wie Cyrus in Persien erzogen wurde, und wie er nach Medien reiste | — |
| 2. Wie Cyrus bei seinem Großvater speiste | 3 |
| 3. Wie seine Mutter wieder nach Persien reiste | 6 |
| 4. Wie Cyrus heranwuchs | 8 |
| 5. Wie Cyrus auf die Jagd ging | 10 |
| 6. Wie Cyrus zum ersten Mal in den Krieg zog | 13 |
| Der Knabe Alcibiades. Plutarch, Leben des Alcibiades. II. | 17 |
| Der Knabe Alexander. Plutarch, Leben des Alexander. VI. | 18 |
| Der Knabe Cato. Plutarch, Leben des jüngeren Cato. I. II. III. | 19 |
| Das Mädchen Gorgo. Aus Herodots Geschichtswerk. V. 51. | 20 |

Sagen, epische Poesie.

| | |
|--|----|
| Utrion. Aus Herodots Geschichtswerk. I. 24. | 21 |
| Odysseus bei den Cyclopen. Odyssee IX. 105 fig. und 181 fig. | 23 |

| | Seite |
|---|-------|
| Das Götterkind Hermes. Aus dem homerischen Hymnus. | 33 |
| Der Schatz des Rhampsinis. Herodot. II. 121. | 45 |
| Odysseus bei den Phäaken. (Vossische Uebersetzung) | 49 |
| 1. Nauisika. Odyssee. VI. | 50 |
| 2. Die Gastfreundschaft. Odyssee VII. | 58 |
| 3. Die Kampfspiele. Odyssee VIII. | 67 |
| 4. Die Heimkehr. Odyssee. Aus dem VIII., IX. und XIII. Gesang | 74 |
| Philemon und Baucis. Aus Ovid's Verwandlungen. VIII. 618 fig. . | 82 |

Das Jünglings- und Mannesalter.

| | |
|--|-----|
| Manlius. Aus Livius' Geschichtswerk. VII. 4 und 5. | 85 |
| Agessilaos als Vater, Alexander als Sohn. Plutarch, Leben des Agessilaos XXV., Leben des Alexander. XXXIX. | 87 |
| Dionys und Damokles. Aus Cicero's tusculanischen Gesprächen V. 20. 21. | 88 |
| Pyrrhus und Cineas. Plutarch, Leben des Pyrrhus. XIV. | 89 |
| Freundschaft unter Feinden | 91 |
| 1. Aus den Zeiten griechischer Bildung. Xenophons griechische Geschichte. VI. 1. (An einer Stelle ist Plutarch, Leben des Agessilaos XIII. benutzt.) | — |
| 2. Aus der Heroenzeit. Illas VI. 103 fig. (Anfang frei. Vgl. V. 407 u. fig.) | 94 |
| Die Güter des Lebens | 98 |
| 1. Dionys und Diogenes. Plutarch, Leben des Timoseon. XV. | — |
| 2. Pelopidas. Plutarch, Leben des Pelopidas. III. | — |
| 3. Aristides und Kallias. Plutarch, Leben des Aristides. XXV. | 99 |
| 4. Diogenes im Schattenreiche. Aus der Anthologie. (Herder's Uebersetzung.) | 100 |
| Phocion. Plutarch, Leben des Phocion XVIII. und XXX. | — |
| Größe in der Einfachheit. Plutarch, Leben des Alexander XXII., Leben des Agessilaos. XXXVI. | 101 |
| Amasis. Herodot. II. 172. | 102 |
| Glaukos. Herodot VI. 86. | 103 |
| Psammet. Herodot III. 14. | 104 |
| Solon und Erösus. Herodot I. 28 fig.; 86 fig. | 106 |
| Gespräch über Gottes Vorsehung. Aus Xenophon's Denkwürdigkeiten des Sokrates. I. 4. | 111 |

Zweite Abtheilung.

Geschichtliches.

| | Seite |
|--|-------|
| Die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft. Ein Gespräch. Aus Platon's Staat. II. p. 369 fg. | 117 |
| Die drei Staatsformen. Herodot. III. 80 fg. | 121 |
| Der Perser und die Griechen. Herodot. VII. 44, 45, 101 fg. | 124 |
| Die Athener. Plutarch, Leben des Aristides X. | 128 |
| Die Spartanerin. Aus der Anthologie | 129 |
| Ermahnung an Sparta's Jünglinge. Von Lyrtäus. | — |
| Die römischen Krieger. Aus Cäsar's gallischem Krieg V. 43. | 131 |
| In Rom. Ode von Melinno | 132 |
| Die Römerin. Plutarch, Leben des Brutus, XIII. | 133 |
| Die Germanen. Aus der Germania des Tacitus. IV— XXVII. | 134 |
| Der Ausbruch des Vesuv. Zwei Briefe des jüngeren Plinius an Tacitus VI. 16. und 20. | 145 |
| Die Athener vor Syracus. Aus Thucydides' Geschichte des peloponnesischen Krieges. Ende des VII. Buches | 152 |
| Rechtfertigung des Demosthenes vor dem athenischen Volke. Aus der Rede für den Kranz. p. 284 fg. | 174 |

Züge und Gedanken.

| | |
|---|-----|
| Wissen und Thun. Cicero über das Alter. XVIII. | 182 |
| Die Zeit zum Reden. Plutarch, Leben des jüngeren Cato. IV. | 183 |
| Die Kunst zu schweigen. Stobäus Blumentese. Buch XXXIII. | — |
| Der Stoiker. Epictet bei Stobäus. V. | — |
| Der Herr als Knecht. Stobäus III. | 184 |
| Das Außergewöhnliche. Stobäus. III. | — |
| Der Tod des Weisen. Stobäus. CXVII. | — |
| Das Leben des Weisen. Stobäus. CXVIII. | — |
| Einige Aussprüche des älteren Cato. Plutarch, Leben des älteren Cato. VIII. und IX. | — |
| Verschiedene Aussprüche. Cicero von den Pflichten. III. 1. Stobäus. III., XXIII., II., XLIII. | 185 |

| | Seite |
|---|-------|
| Bildung. Stobäus. XIX | 185 |
| Werth. Plutarch, Leben des Themistocles. XVIII. | — |
| Kürze. Plutarch, Leben des Phocion. V. | — |
| Wer führt ein gutes Leben? Jamblichus bei Stobäus. I. | 186 |
| Benehmen. Epictet im Handbuch XV. und bei Stobäus. V. | — |
| Die beiden Gäste. Epictet bei Stobäus. V. | — |
| Die Liebe zum Leben. Epictet bei Stobäus. CXX. | — |
| Die Rollen des Lebens. Epictet im Handbuch. XVII. | 187 |
| Richtige Schätzung. Epictet im Handbuch. XLIV. | — |
| Unterschied des Weisen und des gewöhnlichen Menschen. Ebd. XLVIII. 1. | — |
| Der Sitz unserer Uebel. Ebd. V. | — |
| Freiheit. Ebd. XIV. 2. | 188 |
| Grabchrift des Stoikers Epictet | — |
| Das Gebet des Weisen. Plato im Phädrus zu Ende | — |
| Ein anderes Gebet. Aus der Anthologie (Herder's Uebersetzung) | — |
| Lebensregeln. Theophrast bei Stobäus. XXXI. Democrit bei Stob. XCV. Aristoteles bei Stobäus III. Apollonius bei Sto- bäus. XXXVIII. | — |

Blumenlese.

(Größtentheils aus der griechischen Anthologie.)

| | |
|--|-----|
| Neid. Phokylides bei Stobäus. XXXVIII. | 189 |
| Der Neidische. Menander Ebd. | — |
| Der wahre Mensch. Menander bei Stobäus. V. | — |
| Dank. Menander. | — |
| Lebensregel. Aus der griechischen Anthologie, (wie alles Folgende, wobei die Quelle nicht bemerkt ist). | — |
| Wahres Glück. Solon bei Plutarch im Leben. III. | — |
| Unsterblichkeit. Euripides bei Stobäus. I. | — |
| Menschennichtigkeit. Theognis. | — |
| Die betrübe Mutter zu ihren Kindern. Stobäus. LXXVI. (wahr- scheinlich aus einem Tragiker) | — |
| Sohn und Mutter. (Herder's Uebersetzung, wie alles Folgende bis zum: Prüfstein.) | — |
| Der spielende Knabe | — |
| Grabchrift des Alfigenes | — |
| Der Hauch des Lebens | — |
| Die vergebliche Furcht | — |

| | Seite |
|--|-------|
| Vergessenheit und Erinnerung | 189 |
| Die Rose | 191 |
| Das einzige Ziel der Hoffnung | — |
| Das Gold | — |
| Der reiche Arme | — |
| Die Schifffahrt | — |
| Der Sternseher Ptolemäus | — |
| Der diebische Maler | — |
| Myron's Ruh | — |
| Der gelegene Augenblick | 192 |
| Ein Räthsel | — |
| Ein anderes Räthsel | — |
| Die Schifffahrt des Lebens | — |
| Der Schatz | — |
| Berchiedenheit der äußeren und inneren Gestalt | — |
| Der Scrupel | 193 |
| Der Prüfstein | — |

Einige Sinngedichte aus dem Martial.

| | |
|--------------------------------------|-----|
| Der Unerfättliche. XII. 10. | — |
| An einen Geizigen. VIII. 19. | — |
| Der Geheimnißrämer. I. 90. | 194 |
| Der Ueberdichter. III. 44. | — |
| Weissagung. VII. 98. | — |
| Der freie Mann. II. 53. | — |

Philosophisches.

| | |
|--|-----|
| Die Vertheidigungsrede des Socrates. Aus Platon's Apologie | 195 |
| Der Tod des Socrates. Aus Platon's Phädon. p. 58. und zu Ende | 214 |
| Trostbrief des Servius Sulpicius an Marcus Tullius Cicero. Cicero's Briefe an Freunde, IV. 5. | 219 |
| Streitfrage. Cicero von den Pflichten. III. 12. | 222 |
| Ueber die Freundschaft. Aus dem Gespräch des Cicero | 223 |
| Hercules am Scheidewege. Prodiokos bei Xenophon in den Denkwürdig- keiten. II. 1. | 247 |

| | Seite |
|--|-------|
| Die menschliche Seele. Aus Platon's Staat. IX. p. 588. fig. . . . | 251 |
| Die Erziehung des Menschen zur Erkenntniß. Aus Platon's Staat. B. VII. zu Anfang. | 256 |

Lyrische und dramatische Poesie.

| | |
|--|-----|
| Anacreon's Taube. Aus den Anacreontischen Gedichten | 261 |
| Die Cicaden. Aus Platon's Phädrus p. 230 und p. 259. | 262 |
| Als Einleitung zu: | |
| An die Cicade. Aus den Anacreontischen Gedichten | 264 |
| Die Bienen. Aus Virgil's Landbau. IV. 50 fig. | 265 |
| An Croephus. Horaz, Oden. II. 16. | 266 |
| An Virgilius. Horaz, Oden. I. 24. | 267 |
| Das Land- und das Seeleben. Moschus. (Herder's Uebersetzung) | 268 |
| An den höchsten Gott. Kleantb. (Herder's Uebersetzung) | — |
| Die Macht der Töne. Aus Pinbar's erster Pythischer Siegesode | 269 |
| Deipus in Kolonos. Eine Tragödie des Sophocles | 271 |



Erste Abtheilung.

Der Knabe Cyrus.

1. Wie Cyrus in Persien erzogen wurde, und wie er nach Medien reiste.

In alten Zeiten lebte in Persien ein Knabe, Namens Cyrus, von dem noch jetzt gar Vieles erzählt wird. Sein Vater war der König der Perfer, Cambyses, und seine Mutter Mandane, die Tochter des Astyages, welcher König der Meder war. Diese ließen den Cyrus erziehen, wie es damals in Persien gebräuchlich war. Dort gingen nämlich die Knaben in die Schule und lernten beständig Gerechtigkeit. Wenn man sie fragte, so sagten sie: wir gehen in den Unterricht der Gerechtigkeit, wie sie bei uns sagen: wir gehen in den Leseunterricht. Ihre Lehrer brachten den größten Theil des Tages damit zu, ihnen Gericht zu halten. Denn es entstehen unter Kindern, so gut wie unter Erwachsenen, Klagen über Dieberei und Mißhandlung und Betrügen und Schimpfen und Anderes, was so vorkommt. Wer überwiesen wurde, daß er eines dieser Dinge begangen habe, den bestrafte die Lehrer. Sie züchtigten aber auch diejenigen, welche ungerecht einen Andern anklagten. Besonders scharf richteten sie über Undankbarkeit: wenn ein Knabe einem andern Knaben für eine Gefälligkeit oder eine Wohlthat Dank schuldig war, und war nicht dankbar gegen ihn, und that ihm nicht, wenn er konnte, wieder etwas Gutes, so bestrafte sie den undankbaren Knaben hart. Denn sie glaubten, daß ein solcher Knabe auch Gott und seine Eltern und sein Vaterland und seine Freunde nicht recht lieb haben könne. Außerdem lehrten sie die Kinder sich bescheiden betragen, und ihren Vorgesetzten gehorchen, und im Essen und Trinken mäßig sein. Die Knaben aßen nämlich nicht bei

*) Aus dem ersten Buche der Cyropädie des Xenophon. — Die bekannte Geschichte von der Aussetzung des Cyrus und seine Erziehung unter Hirten (aus Herodot) haben mit dieser Erzählung nichts gemein und müssen ganz bei Seite gesetzt werden.

ihren Eltern, sondern in der Schule, wenn die Lehrer das Zeichen gaben. Sie brachten sich von Hause als Hauptspeise Brod und dazu eine Art Kresse mit; für's Trinken, wenn sie Durst bekamen, hatten sie einen Becher, um aus dem Flusse zu schöpfen. Dann lernten sie noch mit dem Bogen schießen und Wurfspieße werfen.

Auf diese Weise wurde Cyrus ungefähr bis zu seinem zwölften Jahre erzogen, und zeichnete sich vor allen seinen Mitschülern aus, indem er schnell lernte, was zu lernen war, und Alles gut und tüchtig machte. Da ließ der Großvater Astyages seine Tochter und ihren Sohn durch einen Boten zu sich einladen; denn er wollte den Knaben gern einmal sehen, weil er hörte, daß er schön brav und tüchtig sei. So reiste also Mandane zu ihrem Vater nach Medien und nahm ihren Sohn, den Cyrus, mit. Als sie ankamen und Cyrus erfuhr, daß Astyages der Vater seiner Mutter sei, da ging er gleich, weil er von Natur ein liebevoller Knabe war, auf ihn zu, und küßte ihn, wie man einen alten Freund küßt, den man von Jugend auf kennt. Nun sah er aber den Astyages sehr aufgeputzt, mit bunten Ringen um die Augen, und Schminke auf den Wangen, und künstlichem Haarputz, wie es unter den Medern gebräuchlich war. Denn alles dieses ist Medische Art, sowie auch die purpurnen Gewänder und die langen Ärmel, und die Ketten um den Hals, und die Spangen um die Arme; bei den Persern aber daheim war die Kleidung viel geringer und die Lebensart einfacher. Wie er also den Schmuck des Großvaters sah, so blickte er ihn an und sagte: „O Mutter, wie schön ist doch mein Großvater!“ Die Mutter fragte ihn, wer ihm schöner vorkomme, sein Vater oder sein Großvater. Da antwortete er: „O Mutter, unter den Persern ist der allerschönste mein Vater; aber unter den Medern, so viele ich auf den Straßen und an den Pforten des Palastes gesehen habe, ist ohne Vergleich mein Großvater der schönste.“ Da umarmte Astyages den Knaben und ließ ihm schöne Kleider anziehen, und schmückte ihn mit Ketten und Armbändern; und wenn er einmal ausritt, so ließ er ihn auf einem Pferde mit goldenem Zügel herumführen, wie er selbst zu reiten pflegte. Cyrus aber, der ein Knabe war, der das Schöne und Ausgezeichnete liebte,

freuete sich über den Anzug; und daß er reiten lernte, das machte ihm gar viel Vergnügen: denn in Persien, wo das Land sehr gebirgig ist, fällt es schwer, Pferde zu halten und auf Pferden zu reiten, ja nur ein Pferd zu haben war dort etwas Seltenes.

II. Wie Cyrus bei seinem Großvater speiße.

Bei der Mahlzeit, die Astyages seiner Tochter und dem Cyrus gab, wollte er, daß der Knabe ein rechtes Vergnügen am Essen habe, damit er weniger Heimweh bekäme: deshalb ließ er ihm viele Leckereien auftragen, allerlei auserlesene Speisen und Brühen. Cyrus aber sagte: „Mein lieber Großvater, was hast du doch für Mühe bei dem Essen, wenn du nach allen diesen Schüsseln die Hände ausstrecken und alle diese mancherlei Speisen versuchen mußt.“ — „Wie?“ sagte Astyages, „kommt dir denn diese Mahlzeit nicht viel schöner vor, als eure persischen?“ Cyrus antwortete darauf: „Nein, Großvater; bei uns geht der Weg zur Sättigung viel einfacher und gerader, als bei euch. Wir brauchen nichts als Brod und Fleisch; ihr habt dasselbe Ziel wie wir, nämlich das Sattwerden, aber ihr macht viele Umwege auf und ab, in die Kreuz und Quer, um dahin zu kommen, wo wir schon längst auf dem nächsten Wege angelangt sind.“ — „Ja, mein Kind,“ sagte Astyages, „diese Umwege machen uns aber keine Beschwerde; versuch' es nur, und du wirst sehen, wie angenehm es ist.“ — „Sehe ich doch,“ sagte Cyrus, „daß du selbst, lieber Großvater, einen Ekel vor diesen Speisen hast.“ Und Astyages fragte: „Woraus schließt du das, mein Kind, daß du so sprichst?“ — „Weil ich sehe,“ sprach er, „daß du, wenn du Brod berührt hast, deine Hand nicht abwischest; wenn du aber an eine von diesen Speisen rührst, dann reinigst du dir gleich die Hand, als ob du recht ärgerlich wärest, daß sie dir davon beschmutzt wurde.“ Darauf sagte dann Astyages: „Wenn du also dieser Meinung bist, mein Kind, so laß dir das Fleisch recht gut schmecken, damit du als kräftiger Jüngling nach Hause zurückkehrst.“ Indem er das sagte, ließ er ihm viel Wildpret und Fleisch von zahmen Thieren vorsetzen.

Wie Cyrus das viele Fleisch sah, sagte er: „Schenkst du mir auch all' dieses Fleisch, lieber Großvater, und erlaubst mir

damit anzufangen, was ich will?“ — „Ja wohl,“ sagte er, „ich überlasse es ganz dir.“ Da nahm nun Cyrus von dem Fleisch und theilte es den Dienern seines Großvaters aus, indem er Jedem etwas dazu sagte. „Dir geb' ich dieses Stück, weil du dir so viel Mühe gibst, mich reiten zu lehren.“ — „Dir dies, weil du mir einen Wurfspeer geschenkt hast: ich habe jetzt nichts Besseres.“ — „Dir, weil du meinen Großvater so gut bedienst.“ — „Dir, weil du meine Mutter ehrst.“ So sagte er Jedem etwas, bis er alles Fleisch vertheilt hatte. „Und dem Sakas,“ sprach Astyages, „meinem Mundschenten, den ich vor Allen ehre, gibst du nichts?“

Dieser Sakas war ein schöner Mann, und hatte das Ehrenamt, wenn Leute etwas bei dem Astyages suchten, sie einzulassen oder abzuweisen, wie es ihm an der Zeit schien. Da fragte Cyrus vorwiegend (denn er war ein Kind und wußte nichts von Schüchternheit): „Weshalb ehrst du denn diesen so, lieber Großvater?“ Und Astyages sagte im Scherz: „Siehst du nicht, wie gut er den Wein einschenkt, und mit welchem Anstand?“ Die Mundschenke dieser asiatischen Könige machen nämlich ihre Sache sehr zierlich: sie schenken fein säuberlich ein, halten die Schale mit drei Fingern, und reichen den Becher so hin, wie ihn derjenige, der trinken will, am bequemsten fassen kann. „Lieber Großvater,“ sagte Cyrus, „befehl doch dem Sakas, auch mir den Becher einmal zu geben, damit ich dir auch einmal hübsch einschenke und dich wieder gut mache, wenn ich kann.“ Astyages befahl es, und Cyrus nahm den Becher, spülte ihn hübsch aus, wie er es von Sakas gesehen hatte, machte ein ernsthaftes Gesicht und nahm einen so feierlichen Anstand an, indem er dem Großvater die Schale darreichte, daß seine Mutter und Astyages herzlich lachen mußten. Und Cyrus selbst lachte auf, sprang auf seinen Großvater, und küßte ihn, indem er sagte: „O Sakas, jetzt bist du verloren, ich werde dich aus deinem Amt verdrängen; denn erstens verstehe ich das Einschenken überhaupt besser als du, und dann trinke ich den Wein nicht selbst aus“ (die Mundschenke der Könige gossen sich nämlich, ehe sie den Wein hinreichten, etwas davon in die linke Hand und schlürften es hinunter, damit es ihnen nicht wohlbekäme, wenn sie Gift einschenkten). Darauf sagte Astyages im Scherz: „Warum hast du denn, da du doch dem Sakas al-

les Andere nachmachtest, nicht auch von dem Wein gekostet?“ — „Ja wahrhaftig,“ sagte der Knabe, „weil ich fürchtete, es möchte böses Gift in dem Mischkrug sein. Denn neulich, als du an deinem Geburtstage deinen Freunden einen Schmaus gabst, da sah ich deutlich, daß er euch Gift einschenkte.“ — „Woran,“ sagte Astyages, „hast du Knabe das bemerken können?“ — „Ihr hattet ja wahrhaftig weder euren Verstand, noch euren Körper mehr in der Gewalt. Was ihr uns Kindern nicht erlaubt, das thatet ihr selbst. Denn ihr schriet alle zusammen, ohne daß Einer den Andern nur das Geringste verstehen konnte, und ihr sanget auch gar drollig: Niemand hörte auf den Vorsänger, und Jeder schwur, am besten zu singen. Da pries jeder von euch seine Stärke; und wenn ihr aufstandet, um zu tanzen, nicht allein daß ihr nicht im Takte tanztet, ihr konntet euch nicht einmal aufrecht erhalten. Ihr hattet durchaus vergessen, du, daß du der König wärest, die andern, daß du ihnen zu befehlen hättest. Da habe ich gesehen, was das heißt: Freiheit und Gleichheit.“ Und Astyages sagte: „Betrinkt sich denn dein Vater nicht, wenn er trinkt?“ — „Gott bewahre!“ — „Wie macht er es denn?“ — „Er löscht seinen Durst, und sonst begegnet ihm nichts Schlimmes; und das kommt, glaube ich daher, lieber Großvater, daß nicht Sakas sein Mundschenk ist.“ — Und die Mutter sprach: „Aber, mein Kind, was hast du denn mit dem Sakas, daß du so gegen ihn zu Felde ziehst?“ — „Ja wahrhaftig,“ sagte Cyrus, „ich hasse ihn: denn oft, wenn ich zu dem Großvater laufen will, kommt der Abscheuliche und hindert mich. Aber um eins bitte ich dich, bester Großvater, laß mich drei Tage lang über ihn befehlen.“ Da sagte Astyages: „Wie würdest du es denn machen, wenn du über ihn zu befehlen hättest?“ Und Cyrus sagte: „Ich würde mich, wie er, an den Eingang stellen, und dann, wenn er zum Frühstück gehen wollte, würde ich vortreten und sagen: es ist unmöglich, daß du bei dem Frühstück vorkommst, es hat jetzt wichtige Geschäfte. Wenn er hernach zum Mittagessen käme, sagte ich: es ist im Bad. Und wenn er recht sehr nach dem Essen verlangte, so würde ich sprechen: seine Frau ist bei ihm. Und so würde ich's machen, bis ich den ganz abgequält hätte, wie er mich quält, wenn er mich nicht zu dir läßt.“

So beklugte sie der Knabe beim Essen; und sonst, wenn er merkte, daß sein Vater oder sein Oheim etwas wollten, war er gleich bei der Hand, es zu thun, und es war ihm verdrießlich, wenn ihm ein Anderer darin zuvorkam; denn was Cyrus ihnen zu Gefallen thun konnte, das that er mit der größten Freude.

III. Wie seine Mutter wieder nach Persien reiste.

Als Mandane die Vorbereitungen zur Rückreise traf, bat sie Astyages, ihm den Knaben da zu lassen. Sie antwortete, sie wolle ihrem Vater gern Alles zu Liebe thun, aber den Knaben wider seinen Willen zurückzulassen, halte sie für schwierig. Da sprach denn Astyages zum Cyrus: „Mein Kind, wenn du bei mir bleibst, so brauchst du dich nicht mehr durch Sakas bei mir melden zu lassen, sondern es soll ganz bei dir stehen, wann du zu mir kommen willst; und je öfter du zu mir kommst, desto lieber soll es mir sein. Dann kannst du auf meinen Pferden reiten, und auf andern, so viel du willst; und wenn du wieder zu deinem Vater gehst, so darfst du dir selbst auswählen und mitnehmen, welche du willst. Beim Essen darfst du dich verhalten, wie es dir gefällt, und jeden Weg einschlagen, der dir der schickliche scheint. Ferner gebe ich dir alle Thiere, die jetzt in meinem Park sind, und will noch andere von allen Arten zusammentreiben lassen, die du dann, sobald du reiten gelernt hast, jagen magst, und mit Bogen und Spießen zu Boden strecken, wie die großen Leute. Und Knaben will ich dir geben, die mit Dir spielen sollen; und alles Andere, was du nur willst, brauchst du mir nur zu sagen, es soll dir nichts abgeschlagen werden.“ Nachdem Astyages dies gesagt hatte, fragte die Mutter den Cyrus, ob er bleiben oder gehen wolle. Der aber zauderte nicht, sondern sagte schnell, er wolle bleiben. Nun fragte ihn die Mutter weiter, weshalb er nicht mit ihr gehen wolle. Darauf antwortete er: „Zu Hause, liebe Mutter, bin ich unter meinen Gespielen der beste im Bogenschießen und im Lanzenwerfen, das gestehen sie mir alle zu; hier aber, weiß ich wohl, sehe ich meinen Kameraden im Reiten nach, und glaube mir, liebe Mutter, das verdrießt mich sehr. Wenn du mich aber hier lässest und ich reiten lerne, so denk ich, wenn ich unter den Persern bin, die

guten Fußkämpfer dort ohne Mühe zu besiegen; und wenn ich zu den Medern komme, so will ich versuchen, dem Großvater unter den guten Reitern, die er hat, der beste zu sein, und ihm tüchtige Hülfe zu leisten.“ Da sprach die Mutter: „Wie wird es aber mit der Gerechtigkeit gehen, mein Kind, wie wirst du sie hier lernen können, da deine Lehrer dort sind?“ Aber Cyrus sagte: „O die Gerechtigkeit, Mutter, die versteh' ich aus dem Grunde.“ — „Wie weißt du das?“ sagte Mandane. — „Der Lehrer hat mich ja, als einen Meister in der Gerechtigkeit, schon über Andere zum Richter gesetzt. Da habe ich denn auch bei einer Rechtsfache einmal Schläge bekommen, weil ich nicht recht urtheilte. Die Sache war nämlich diese. Ein großer Knabe, der ein kurzes Kleid trug, nahm einem andern Knaben, der klein war und ein langes Kleid trug, dieses Kleid weg. Sein eigenes Kleid zog er Jenem an, das Kleid des Andern aber legte er selbst an. Ich, der über diese Knaben Recht zu sprechen hatte, entschied, es sei für Beide besser, daß Jeder ein Kleid trage, das ihm passe. Darüber aber bekam ich Schläge, und der Lehrer sagte: wenn ich über das Passende zum Richter gesetzt worden wäre, so hätte ich so sprechen müssen; nun aber hätte ich zu richten gehabt, wem das Kleid gehöre, und hätte untersuchen müssen, wer der rechtmäßige Besizer sei, derjenige, der es mit Gewalt weggenommen, oder derjenige, der es sich habe machen lassen oder es gekauft habe. Was nach dem Gesetz ist, sagte er, das ist gerecht; was wider das Gesetz, das ist Gewaltthat. Nach dem Gesetze, gebot er, müsse der Richter sein Urtheil fällen. Da siehst du nun, liebe Mutter, daß ich die Gerechtigkeit schon durchaus inne habe, und wenn mir etwa noch etwas fehlen sollte, so wird mein Großvater mich das hinzulehren.“ — „Wohl, mein Kind,“ sagte sie, „aber bei dem Großvater gilt nicht dasselbe Recht, wie bei den Persern. Denn er hat sich zum Herrn über die Meder und Alles, was sie haben, gemacht; bei den Persern hingegen haben Alle gleiche Rechte. Gleich dein Vater, wenn er für Persien etwas thut, so thut er, was ihm vorgeschrieben ist; und was er empfängt, das ist vorgeschrieben; seine Richtschnur ist nicht sein Wille, sondern das Gesetz. Da möchtest du wohl zu Tode gehauen werden, wenn du nach Hause kommst,

und hast vom Großvater statt der Königsart die Despotenart gelernt, die da glaubt, es gehöre ihr mehr als allen Andern zusammen.“ — „Ei dein Vater, liebe Mutter,“ sagte Cyrus, „der versteht es viel besser, einen zu lehren, wie man zu kurz kommt, als wie man im Vortheil ist. Siehst du nicht, daß er alle Wieder gelehrt hat, vor ihm zu kurz zu kommen? Darum sei gestroft, dein Vater wird niemals irgend Jemanden, und auch mich nicht, Rechthaberei und Gewaltthat lehren.“

IV. Wie Cyrus heranwuchs.

Solches Geplauder verführte Cyrus häufig; endlich reifte die Mutter ab, Cyrus aber blieb und wurde an dem medischen Hofe erzogen. Bald hatte er seine neuen Gespielen so an sich gewöhnt, daß sie die besten Freunde waren; bald hatte er sich auch ihre Väter gezogen gemacht, indem er mit ihnen sprach, und weil sie sahen, daß er ihre Söhne so liebte. So kam es, daß die Väter, wenn sie eine Bitte an den König hatten, ihren Kindern auftrugen, den Cyrus darum zu bitten, daß er die Sache für sie ausmache. Cyrus aber war, wenn die Kinder ihn um etwas baten, aus Gutmüthigkeit und Ehrgeiz voller Eifer es durchzusetzen, und Astyages konnte, wenn Cyrus ihn um etwas bat, nicht Nein sagen, er mußte es ihm gewähren. Denn als er einmal krank war, verließ der Knabe den Großvater nicht und hörte nicht auf zu weinen; man sah deutlich, daß er in großer Furcht war, sein Großvater möchte ihm sterben. Auch des Nachts, wenn Astyages etwas verlangte, merkte es Cyrus zuerst, und schneller als irgend ein Anderer war er aufgesprungen, und bediente den Kranken und leistete ihm Hülfe. So hatte er den Astyages ganz gewonnen.

Cyrus war freilich wohl etwas zu geschwätzig. Das kam daher, weil ihn der Lehrer immer angehalten hatte, von Allem, was er that, Rechenschaft zu geben, und Andere vor Gericht genau auszufragen. Darn war er aber auch sehr wißbegierig, und fragte die Leute immer über allerlei Dinge, wie es damit zugehe; und wenn er selbst von Andern etwas gefragt wurde, war er gleich mit seiner Antwort da. Das Alles kam zusammen, um ihn geschwätzig zu machen. Aber seine Geschwätzigkeit war doch

ganz kindlich, und es war nichts Naseweises darin, so daß man ihm gern zuhörte, und es lieber hatte, wenn er noch mehr sprach, als wenn er geschwiegen hätte. Wie er aber mit der Zeit größer wurde, und dem Jünglingsalter nahe kam, da wurden nach und nach auch seine Reden kürzer und seine Stimme ruhiger; er nahm ein bescheidenes Wesen an, und wurde roth, wenn er mit älteren Leuten sprach; er legte es ab, wie ein junges Hündchen, alle Leute ohne Unterschied anzufallen. So wurde er ruhiger, blieb aber im Umgang doch immer liebenswürdig. In den Wettspielen, wie sie die Knaben oft mit einander treiben, forderte er seine Kameraden nicht dazu auf, worin er ihnen überlegen war, sondern gerade die Dinge, von welchen er selbst wohl wußte, er sei darin ungeschickter, die brachte er in Vorschlag, und behauptete, er werde es besser machen; er war der erste dabei, um die Wette auf's Pferd zu springen, oder um die Wette vom Pferd herunter Wurfspieße oder Pfeile zu schießen, wie er noch nicht einmal einen guten Schluß hatte; wurde er nun besiegt, so lachte er selbst am meisten über sich. Weil er es aber nicht machte, wie Manche, die, um nur nicht besiegt zu werden, lieber den Uebungen ganz aus dem Wege gehen, worin sie besiegt worden sind; sondern unermülich wieder und immer wieder versuchte, es besser zu machen, so that er es bald seinen Gespielen in der Reitkunst gleich; bald übertraf er sie, weil er die Sache mit Liebe trieb; bald war im ganzen Park kein Wild mehr zu finden vor seinem Jagen und Schießen und Töbten; so daß Astnages ihm keine Thiere mehr auffinden konnte.

Als Cyrus bemerkte, daß ihm der Großvater bei dem besten Willen keine lebendigen Thiere verschaffen konnte, so sagte er oft zu ihm: „Lieber Großvater, was machst du dir so viel Mühe, Thiere für mich aufsuchen zu lassen? Wenn du mich mit dem Dheim auf die Jagd schickst, so will ich glauben, daß die Thiere, die ich da im Walde sehe, alle für mich gehalten werden.“ Er hatte nun zwar große Lust auf die Jagd zu gehen, aber er konnte nicht mehr so betteln, wie früher da er noch ein Kind war; sondern er scheute sich viel zu bitten. Und was er früher dem Sakas nicht verzeihen konnte, daß er ihn nicht bei seinem Großvater vorließ, darin war er sich selbst ein Sakas geworden:

Denn er ging nicht hin, wenn er nicht voraus wußte, ob es auch die rechte Zeit sei; ja er bat den Sakas, er möchte ihm doch ja sagen, wann es an der Zeit sei hineinzugehen, und wann nicht an der Zeit; so daß ihn auch Sakas jetzt sehr lieb gewann, wie die Andern alle.

V. Wie Cyrus auf die Jagd ging.

Wie nun Astyages sah, daß er so große Lust habe, draußen zu jagen, so schickte er ihn mit seinem Oheim Cyaxares aus, und gab ihm ältere Leute als Wächter zu Pferde mit, damit sie ihn vor gefährlichen Stellen hüten sollten, und vor den wilden Thieren, wenn eines käme. Auf dem Wege fragte Cyrus seine Begleiter eifrig aus, welchen Thieren man nicht nahe kommen, und welche man keck verfolgen dürfe. Sie sagten, daß Wären schon oft Menschen, die ihnen zu nahe gekommen, ums Leben gebracht hätten, so auch Löwen und Eber und Panther; die Hirsche aber und Rehe und die wilden Esel thäten Niemanden etwas zu Leide. Sie sagten aber auch, vor den gefährlichen Stellen müsse man sich nicht minder hüten, als vor den Thieren: denn oft schon seien Roß und Reiter in Abgründe gestürzt. Cyrus hörte alle diese Belehrungen aufmerksam an. Wie er aber einen Hirsch aus dem Busch springen sah, da vergaß er Alles, was er gehört, setzte nach, und hatte für nichts Augen, als für den fliehenden Hirsch. Wie er über einen Abgrund setzt, stürzt ihm das Pferd von ungefähr, und wenig fehlte, so hätte es ihn gar abgeworfen; doch hielt er sich mit vieler Mühe im Sitz, und das Pferd stand wieder auf. Als er aber in's freie Feld kommt, erlegt er den Hirsch mit dem Wurfspeer, ein schönes großes Thier. Da war er außer sich vor Freude; die Wächter aber, die herankamen, schalteten ihn, stellten ihm vor, in welche Gefahr er sich begeben habe, und sagten: sie würden es seinem Großvater anzeigen. Cyrus war vom Pferde gestiegen: er stand da, und es that ihm leid, das hören zu müssen. Wie er aber Jagdgeschrei hörte, da sprang er auf's Pferd wie von Begeisterung ergriffen; und wie er sich gegenüber einem Eber herankürzen sieht, sprengt er ihm entgegen; er holt mit der Lanze aus, zielt wohl, trifft ihn in die Stirne — und todt war der

Eber. Jetzt kam nun auch sein Oheim und schalt ihn, wie er seine Berwegenheit sah. Cyrus aber bat ihn, ob schon er schalt, um die Erlaubniß, Alles, was er selbst erlegt habe, dem Großvater hineinbringen und selbst übergeben zu dürfen. Da sagte der Oheim: „Ja wenn er erfährt, daß du es gejagt hast, so wird er nicht allein dich zanken, sondern auch mich, daß ich es geschehen ließ.“ — „Und mag er mich, sagte Cyrus, wenn er will, auch geißeln, wenn ich es ihm nur selbst gebe. Und auch du, Oheim, sagte er, züchtige mich, wie du willst, nur thu' mir das zur Liebe.“ — Da sagte Cyaxares endlich: „Mache was du willst, denn es sieht aus, als ob du jetzt unser König wärest.“ —

So brachte also Cyrus das Wild hinein, übergab es seinem Großvater, und sagte: „Das habe ich selbst für dich erjagt.“ Die Wurfspieße zeigte er zwar nicht, aber er stellte sie, blutig wie sie waren, an einen Ort, wo er glaubte, daß der Großvater sie sehen werde. Astyages aber sagte: „Mein Sohn, ich nehme zwar gern alles an, was du mir schenkst; aber so nöthig habe ich keines von diesen Dingen, daß du dich deshalb in Gefahr stürzest.“ Und Cyrus sagte: „Wenn du es also nicht brauchst, so überlaß es mir, damit ich es unter meine Gespielen vertheile.“ — „D, mein Kind,“ sagte Astyages, „nimm Alles dies und was du sonst noch magst, und vertheile es an wen du willst.“

Cyrus ließ sich das nicht zwei Mal sagen, vertheilte das Wildpret unter seine Gespielen und sprach dabei: „Ihr Kinder, was war das für ein schales Wesen, als wir die Thiere im Parke jagten; es kommt mir gerade vor, als ob Jemand angebundene Thiere jagen wollte. Erstlich trieb sich das Alles auf einem kleinen Raume herum; dann waren es kleine, schwächliche, schäbige Dinger; das eine war lahm, das andere hatte einen Schaden. Aber auf den Bergen und Wiesen die Thiere, wie schön, wie groß, wie voll sehen die aus! Die Hirsche, als bo sie Flügel hätten, sprangen gen Himmel; die Eber, wie man uns von den tapfern Männern erzählt, stürzten zum Kampf, und weil sie so breit sind, konnte man sie gar nicht fehlen. Wahrlich diese Thiere kommen mir todt noch schöner vor, als jene eingehegten lebendig. Aber sagt, möchten euch wohl euere Bäu-